

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 15

Artikel: Mutter : zum Muttertag 1943
Autor: Schmid-Marti, Frieda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670670>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie hab' ich diesen Tag geliebt

Das war ein Tag der Heiterkeit,
ein Tag voll Freude und Gesang.
Der Frohsinn gab mir sein Geleit,
mein Herz war voller Uberschwang.

Die wunderfamen Himmelstiefen,
sie strahlten Freude nur und Lust;
die dumpfen Bitternisse schliefen
im tieffsten Grunde meiner Brust.

Das war ein Atmen, Schauen, Schreiten!
Kein Schatten hat mein Herz getrübt,
aus Stunden blühten Ewigkeiten . . .
Wie hab' ich diesen Tag geliebt!

Peter Ailian.

Mutter

Zum Muttertag 1943

Seit Monaten wartet Mutter Christina auf einen Brief von ihrem Sohn Martin. An jedem Morgen denkt sie:

„Heute kommt der Brief.“ So viel Gewißheit ist in ihr.

An jedem Abend, wenn kein Brief gekommen ist, redet sie sich zu:

„Morgen wird er kommen. Martin wird schreiben: Mutter, hier bin ich. Nur daß du's weißt. Nur daß du dich nicht ängstigst. Ich denke an dich . . .“

Unentwegt wartet Mutter Christina. Unentwegt glaubt sie. Am fernen Horizont ihrer Zukunft steht etwas klar und gewiß. Zu dem muß sie hingelangen: Zum Wiedersehen mit dem Sohn.

Das ist ihr letztes Ziel.

Die Gewißheit des Verbundenbleibens und Wiedersehens gaben ihr den Mut, Tag für Tag ihr einsames Leben zu leben.

Ihr Weg ging jetzt der großen Stille zu. —

Im Anfang hatte Martin regelmäßig geschrieben: „Mutter, wie geht es dir? Bist du gesund?“

Die einfachen Fragen aus der Ferne taten ihr wohl. Davon lebte sie. Sie wußte es damals, als die kleinen Fragen zu ihr kamen, noch nicht ganz. Erst dann, als sie ausblieben, da wußte sie es. Ja, davon lebte sie!

Jetzt waren sie schon lange ausgeblieben.

War das Leben, das ihren Sohn umsing, stärker geworden als ein Mutterlieben?

Jede Nacht stürzt Mutter Christina in die unermüdliche Beharrlichkeit des Hoffens. Bilder steigen vor ihr auf und machen andern Platz. Sie empfängt sie, gibt sie wieder hin, ohne sie halten zu wollen. Bilder sind Erinnerungen und keine Wirklichkeit. Einmal wird auch diese wiederkommen . . . Martins Heimkehr! Aber die muß verdient werden in den Zeiten des Darbens, der Sehnsucht, des Hoffens und des Kampfes . . . Keiner ist ärmer an Freuden als der, der nicht zu warten versteht.

Jene geheimnisvolle Kraft des Hoffens ist in Mutter Christina nicht erschüttert.

Im Spätsommer war Martin fortgegangen. Die Erde schwelgte damals in Farbe und Glanz. Das Herz wußte noch von Freude.

Im herzlichsten Einvernehmen hatten sie sich getrennt. Liebe und Verbundenheit mußten widerstrahlen, weiterwirken.

Der Herbst kam, der Winter kam. Alles blieb still.

Mutter Christina wohnt in dem stillen Haus an der stillen Straße und läßt die Zeit verstreichen. Um sie her bleibt alles unverändert, nur daß einige Menschen sterben und andere geboren werden.

Sie wartet immerzu. Täglich ist die leise Frage in ihr: „Kommt heute ein Brief?“ . . . Aber das Warten ist ohne Bitterkeit, ohne Ungeduld, und wenn der Tag vergeht und nichts gekommen, tritt sie zurück in ihr stilles Haus, wie ein stilles Tier, das von den Feldern heimkehrt.

An ihren Schultern ist manchmal zu sehen, daß sie weint. Lautlos, aber so, daß ihr Körper zittert.

Oft an stillen Abenden, wenn sie am Fenster sitzt, legt sie die Stirne und die schmerzenden Augen an das kühle Glas, das erfrischt für einen Augenblick. Oder sie sitzt mit gefalteten Händen da und lauscht in die Stille.

Tausend- und tausendmal geht ihr Blick zum kleinen Türchen, das in den Garten führt. Dieses Türchen würde sich einmal öffnen. Einer würde es aufmachen, eintreten, den Weg aufs Haus zu einschlagen . . . Martin! . . .

Noch einen heißen Wunsch hat Mutter Christina: daß sie eine Nacht lang wirklich schlafen könnte, Stunden nach einander richtig schlafen. Dann würde man wieder klar werden, die Augen würden gehorsam und geduldig sein und der Kopf ohne Schmerzen.

Immer wieder fühlt sie das Schlimmste kommen: Die Angst vor der Nacht. Sie hört den Stundenschlag der nahen Kirchturmuhre. Es ist gut, ihr zuzuhören, wenn man nicht schlafen kann. Es ist ein eintöniger, einfacher Ruf, in dem alle leisen Geräusche der Nacht untergehen, dem allein zu sprechen erlaubt ist in dem großen Schweigen der Felder und Wiesen des nächtlichen Dorfes . . .

Angste ihrer aufgestörten Seele brechen aus Mutter Christina. Sie gerät in Weglosigkeit.

Warum kam der Sohn nicht? Warum schrieb er nicht?

Sie weiß nicht, daß Menschen, Erlebnisse, Pläne in sein Leben gestürzt sind, daß der Wagen des Schicksals vom Wege abgekommen ist, auf eine jener Straßen, die verlockend, aber nicht gut sind . . ., daß darob die Mutter für eine Zeitlang in Vergessenheit gesunken ist . . .

Die Zeit vergeht. Jetzt sind zwei Jahre verflossen, seitdem Martin fortgegangen ist. Mutter Christina wartet.

Nach jeder bangen Nacht geht die Sonne auf wie sonst. Aber die Wartende weiß nicht mehr so recht, ob sie zu den Toten gehört oder zu den Lebendigen. Immer wieder fühlt sie das Schlimmste kommen: die Angst vor der Nacht. Alles Überwundene und Vergangene kam dann

wieder, sie stochert in alten Wunden: der frühe Tod ihres Mannes, ihre harte Wittwenzeit.

Aber dann wurde Martin groß, und alles verwandelte sich ins Gegenteil. Ihr vergangenes, dumpfes Leben verwandelte sich in eine Zeit stillen Glückes. Alles bekam Sinn, war durchstrahlt von Freude, Güte, Liebe . . .

Aber jetzt ist Martin fort.

Es ist ein Tag im Spätsommer, mit der brütenden Stille des Friedens in satter, mittäglicher Schläfrigkeit. Ein Duft von Klee und Rosen liegt in der Luft. Mutter Christina hat im Garten Bohnen gepflückt. Da sieht sie den Briefträger von ihrer Türe weggehen. Ein weißes Viereck steckt im Kasten. Und jetzt fliegt ein Funke Leben durch ihr dumpfes Hirn. Das war Martins Format! . . .

Ein Blick zuckt durch ihren Körper. Jetzt kam die Befreiung aus dem martervollen Warten. Jetzt!

Der Brief war nicht von Martin . . .

Wieder fließt die Zeit. Mutter Christina ist plötzlich voller Alter, welk und fängt an zu sterben. Einsamkeit schlägt über ihr zusammen. Martin hat sie vergessen . . .

Schon hat sie sich ganz dahin gegeben.

Niemand versteht ihren Hunger nach Erlöschen und Heimkehr in den Schoß der mütterlichen Erde, in Gottes Gnade und erbarmende Liebe.

Und doch ist jetzt alles so einfach, so wunderbar leicht. Da ist nichts mehr, was sie auf der Welt zurückhält, alles ist abgelöst, niemand braucht sie mehr, auch Martin — hier — nicht mehr. —

Sie hat vergessen, daß Martin jung ist und dem Leben gehört, dem irdischen Leben.

Wie eine ungeheure Erleichterung kommt es jetzt über sie. Auf einmal weiß sie es: Sie muß den Himmel suchen, den Hi-mm-e-! Dort würde es ein Wiedersehen geben. Dort!

Das war's! Ja, dort wo g Mutterliebe. Warum hatte sie das nicht früher bedacht? — — —

Von nun an freut sich Mutter Christina aufs Sterben. Das würde ein gutes und seliges Sterben sein! Daß sie das früher nicht bedacht hatte? Oh, wie war jetzt auf einmal das Denken wieder so tröstlich, so köstlich. Wieder ist Herbst geworden. Der neblige, feuchtgraue Himmel scheint auf

sie herunterzufallen. Das irdische Leben ertrinkt in einem Ozean von grausamem, trostlosem Grau.

Mutter Christina merkt nichts davon. Das Sichtbare hat sich ihr gewandelt, und die Sonne über den Baumwipfeln, die jetzt spät aufsteht, beleuchtet ihr ein fremdes Land. Das Paradies wird sich ihr nicht mehr verwandeln. Sie sinnt und sinnt und sucht mit aller Inbrunst den Himmel — und findet ihn . . .

Diese Gewißheit, aus dem tiefen, dunklen Strom ihres Gedächtnisses aufgestiegen, leuchtet einen Augenblick auf, ehe sie einschläft.

Die Ortsbehörde versuchte Martins Aufenthaltsort zu erfahren und fand ihn. Meist folgen auf Zeiten des Glanzes solche der Not. So war es auch ihm ergangen, und plötzlich kam ihm auf schmerzliche Weise zum Bewußtsein, wie viel er verloren.

Er reiste sogleich ab.

Wie eine Straße zwischen Himmel und Erde zog sich der Feldweg, an dem Martins Vaterhaus lag, bis zum Horizont. Der Weg war an diesem Wintertag, da Martin ihn ging, um der toten Mutter die letzte Ehre zu erweisen, wie ein Anfang aller Dinge. Eine leichte, weiße Schneedecke hatte die alten Geleise und Fußspuren ausgelöscht —

Sah Mutter Christina im Himmel, daß Martin heute diesen Weg ging, um der toten Mutter die letzte Ehre zu erweisen? —

Fast fürchtete sich Martin, sein Leben in Gedanken an den Anfang zurückzutragen, und den kleinen Kreis des Ursprungs noch einmal zu betreten. In diesem Kreis trat ihm nur die Erinne-

rung an die liebe Mutter entgegen. Nun aber wuchs sie neu vor ihm empor, neu und unbergflich.

Dieses Bild würde er mit hinübernehmen und aufstellen über einem fremden Herd. — Er wußte mit einem Mal: Ihre Worte würden ihm Gesetz sein. Er schauerte ein wenig vor der Größe und Schwermut dieses Gesetzes. Und doch war alles, was bis jetzt groß und wichtig gewesen in seinem Leben, fort. Alles Kleine der Kinderzeit war groß, erschreckend groß geworden. In dem seltsamen Kreis, den er nun betreten, lag seine Kindheit aufgebahrt. —

Jetzt hatte Martin das Haus erreicht. An der Türe drückte er die Klinke nieder und trat ein. Er spürte die Stille des leeren Hauses . . . Leid und Ratlosigkeit übernahmen ihn.

Er suchte die Tote in der Kammer. Das Antlitz war unverändert, lächelte leise und sanft.

Eine Weile stand Martin über das stille Gesicht gebeugt. Leid und ewiges Suchen standen darinnen geschrieben. So schliefen nur die Vollendeten den ewigen Schlaf. —

Er las in dem erblichenen Gesicht, in den müden Falten, betrachtete den alten, müden Mund mit den schmal gewordenen Lippen und sagte in tiefster Bewegung:

„Auf Wiedersehen, Mutter!“ —

Schon hob sich bei Martin das Wissen wie ein stiller Glanz über seinen Weg, das Wissen, das alle Schmerzen lindert, und das die wahre Frucht aller Schmerzen ist.

Hoffnung stieg aufwärts, in die stillen Sphären der Ewigkeit.

Frieda Schmid-Marti.

Mutterliebe

Mit deinem Sarge sank hinab,
Was einst von Weltlust in mir glühte,
Doch tröstend sproß aus deinem Grab
Des Mitleids lichte Himmelsblüte.

Einst ging der Ruf der Not vielleicht
Im frohen Wandern mir verloren;
Vorüber schritt ich unerweicht,
Sorglos und kalt gleich andern Toren.

Doch nun bedarf's des Flehens nicht:
Erblick ich kummerbleiche Wangen,
Gedenkt mein Herz von selbst der Pflicht:
Du wärst ja nicht vorbeigegangen.

Reinhold Fuchs